

## Philosophie

**MONTAIGNE, Michel de, Essais.** Erste moderne Gesamtübersetzung von Hans Stilet, (Die andere Bibliothek) Eichborn Verlag, Frankfurt am Main 1998, 575 p., Gb. 148,- DM; ISBN 3-8218-4472-8; Taschenbuchausgabe 3 Bde. (Goldmann-BTB 72577), München 2000, 491 p., 691 p. u. 539 p., Br. 60,- DM; ISBN 3-442-72577-1

**FRIEDRICH, Hugo, Montaigne,** Dritte Auflage, Francke Verlag, Bern und Basel 1993, 397p., Gb. 86,-- DM; ISBN 3-7720-0348-6

Die berühmten *Essais* von Michel de Montaigne (1533-1592) - entstanden zwischen 1572 und 1592, schon zu Lebzeiten des Autors viermal aufgelegt, obwohl von diesem nie abgeschlossen - zählen auf der einen Seite zu jenen Werken der neuzeitlichen Philosophie, die am meisten gelesen wurden, auf der anderen Seite aber auch zu jenen Werken, die zumindest philosophisch und theologisch kaum rezipiert wurden. Zwar gab es die sogenannte französische Moralistik, die sich stark auf sie bezog, und natürlich kennen alle Nietzsches apostrophierende Äußerung in den *Unzeitgemäßen Betrachtungen* („Dass ein solcher Mensch [Montaigne] geschrieben hat, dadurch ist wahrlich die Lust auf dieser Erde zu leben vermehrt worden. Mir wenigstens geht es seit dem Bekanntwerden mit dieser freiesten und kräftigsten Seele so, dass ich sagen muss, was er von Plutarch sagt: 'kaum habe ich einen Blick auf ihn geworfen, so ist mir ein Bein oder ein Flügel gewachsen.' Mit ihm würde ich es halten, wenn die Aufgabe gestellt wäre, es sich auf der Erde heimisch zu machen.“). Doch dies kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass die *Essais* theologischerseits abgelehnt wurden - 1676 kamen sie auf den Index der katholischen Kirche -, und in den großen Auseinandersetzungen, welche die neuzeitliche Philosophie beschäftigt haben, kaum eine nennenswerte Rolle gespielt haben. Die Erklärung hierfür liegt auf der Hand. Was die Theologie anbelangt, so setzte sich sehr rasch jenes Urteil durch, das Blaise Pascal bereits 1655 in seinem „Gespräch mit dem Herrn de Sacy über Epiktet und Montaigne“ (erstmal publiziert 1728) geäußert hatte, nämlich: Montaignes Philosophie „ist naiv, ungezwungen, heiter, kurzweilig und sozusagen 'narrisch'; sie folgt dem, was lockt, und schäkert lässig über gute und schlimme Ereignisse, behaglich ruhend im Schoße einer geruhsamen Müßigkeit“, gelangt durch ihren Skeptizismus jedoch nicht zur Erkenntnis, dass das „Elend des Menschen“ einzig den Glauben empfiehlt, sondern zu einer Betrachtung des Menschen, die „losgelöst von aller Offenbarung“ - allem entgegengesetzten Anschein zum Trotz - letztlich „in der Trägheit verzagt“ und „in die Verzweiflung stürzt“. War schon dies Sünde genug, so tat speziell im Katholizismus die immer ausschließlichere Hinwendung zur (Barock- und Neu-) Scholastik - einer Denkform, die Montaigne zutiefst ablehnte - ein

übriges, um die *Essais* unter den Etiketten Epikureismus, Pyrrhonismus und Relativismus als Beispiel des Unglaubens ignoriert sein zu lassen. Von Seiten der tonangebenden Richtungen der neuzeitlichen Philosophien meldeten sich aber kaum entgegenkommendere Stimmen, verschmähte Montaigne doch alles, was diesen lieb und teuer war: ein unmissverständliches Bekenntnis zur Anthropozentrik, d.h. die Annahme eines starken Subjekts als Maß aller Dinge, eine klare Systematik auf der Basis methodisch bestimmter Denkvorgänge, die sich vor allem in deren Nähe zu den Diskursen der sich entwickelnden Naturwissenschaften äußerte, eine überwiegende Beschäftigung mit erkenntnistheoretischen Fragen, die als eine Art Fundamentalreflexion allem Spekulieren vorhergehen und diese legitimieren musste, sowie eine klare Abgrenzung von der Literatur und allen klassischen Disziplinen, die man - wie etwa die Historik, die Philologien oder die Jurisprudenz - lange Zeit hindurch nicht als Wissenschaften im strengen Sinne anerkannte. Abgesehen davon trafen Montaigne dieselben Vorwürfe, mit denen sich die Philosophie die humanistische Tradition seit jeher vom Leibe hielt: Zu viele Worte, zu wenig geistiger Tiefgang, zu starkes Vertrauen in die Sprache, Rhetorik statt Methode, Ästhetik anstelle von Inhalt etc. Erst heute, in Zeiten der sogenannten Postmoderne, wo plötzlich en vogue geworden ist, worauf es Montaigne schon im 16. Jahrhundert ankam, nämlich auf eine Pluralisierung des menschlichen Subjekts in seinen zahllosen Erfahrungsräumen, damit einhergehend auf eine nüchterne Einschätzung der menschlichen Möglichkeiten, auf eine Apologie des Zufälligen mit einem gleichzeitigen Lob der Vielheit, auf eine gezielte Literarisierung der Philosophie, auf einen Verzicht auf alles Prinzipielle sowie auf einen unbedingten Durchbruch zur Toleranz aller Weltanschauungen untereinander, erst da scheint die Stunde für eine breitere Rezeption der *Essais* - auch außerhalb der Literatur, in der es sie immer gab - geschlagen zu haben.

Doch selbst wo - wie heute - der geistig-kulturelle Kontext die nötigen Voraussetzungen für eine neue Lektüre Montaignes geschaffen hat, bleibt es weder leicht noch selbstverständlich, mit seinem Werk zu Rande zu kommen. Es fehlt ihm nämlich das, was normalerweise das Lesen eines Buches so unterstützt: ein klarer Aufbau, ein sich durchziehender Gedankengang, eine sich wiederholende Steigerung der Interessantheit des Inhaltes, ein Ausgleich zwischen gebotener Ausführlichkeit und definitorischer Prägnanz sowie eine Berücksichtigung der potentiellen Leser. Nicht einmal auf das Inhaltsverzeichnis ist Verlass, denn die Titel, die hier stehen, haben häufig mit dem, was unter ihnen zu finden ist, reichlich wenig zu tun. Man muss also schon alles lesen, wenn man einigermaßen wissen will, was Inhalt ist. Abgesehen davon ist das Buch so voluminös, dass selbst die Ausgabe, die in dieser Rezension besprochen werden soll, als Foliant im herkömmlichen Sinne bezeichnet werden darf. Und selbst wenn alle diese Hürden genommen sind, bleibt neben allem Großartigen, Einmaligen und Unübertrefflichen, das diese „Versuche“ zur Weltliteratur gemacht hat, immer noch eine ziemliche Menge an Redundanz und gelegentlicher Geschwätzigkeit, welche die Leselust

zumindest auf eine Probe stellt, zur Bewältigung übrig. Für alle schließlich, die auf Übersetzungen aus dem Französischen angewiesen sind, was schnell einmal der Fall sein kann, da das Französisch Montaignes ja ein Französisch des 16. Jahrhunderts ist, stellt sich am Ende noch das Problem der Qualität der anderssprachigen Textausgaben. Die Probleme, die sich hier noch einmal ergeben können, veranschaulicht am besten ein Blick in die bisherigen Übersetzungen ins Deutsche:

Bei den besagten Problemen denke ich in erster Linie nicht einmal so sehr an die Fragen der sogenannten Textkritik, d.h. an die Schwierigkeiten, die mit dem sogenannten „Exemplaire de Bordeaux“, der posthum herausgegebenen fünften und letzten Fassung der *Essais* zusammenhängen, welche die Adoptivtochter Montaignes, Marie de Gournay le Jars, 1595 herausgegeben und an nicht weniger als 3000 Stellen verändert hat, als vielmehr an die Fragen der Auswahl einerseits und der Lesbarkeit andererseits. Die ersten beiden vollständigen deutschen Übersetzungen *Michaels Herrn von Montagne Versuche* von Johann Daniel Tietz (3 Bde., Leipzig 1753/54, bis vor kurzem noch in Diogenes-Taschenbuch, Zürich 1992 u.ö.) und *Gedanken und Meinungen über allerley Gegenstände* von Johann Jakob Christoph Bode (7 Bde., Berlin 1793-1799) waren zwar verdienstvoll, sofern sie Montaigne in deutschen Landen bekannt(er) machten, hatten jedoch aufgrund fehlender philologischer Grundlagen und aufgrund des offensichtlichen Zieles, ihr Maß weniger am Autor als an ihren Zeitgenossen zu nehmen, „mit Montaigne [...] so wenig zu tun wie die fabrizierten Ruinen des späten achtzehnten Jahrhunderts mit dem echten Mittelalter“ (H. Lüthy). Dementsprechend konnte die auf Bode fußende „Historisch-kritische Ausgabe“ *Gesammelte Schriften* von O. Falke und W. Weigand (8 Bde., München/Leipzig 1908-1911, 2. Auflage 1915) keinen wirklichen Ersatz bieten. Ebenso wenig tut es die heute verbreitete Insel-Taschenbuch-Ausgabe von Ralph-Rainer Wuthenau (Frankfurt 1976 u.ö.), die wiederum auf Bode aufbaut. All diese Ausgaben haben zusätzlich den Nachteil, dass ihre Sprache nicht mehr die Sprache der heutigen Zeit ist. Montaigne begegnet in ihnen nicht einer Leserschaft des 20. oder 21. Jahrhunderts, sondern Lesern und Leserinnen der Aufklärungszeit. Ganz anders bei drei rezenten deutschen Auswahl-Ausgaben, jener von Herbert Lüthy im Manesse-Verlag in Zürich (1953, neu 1984), jener von Arthur Franz im Reclam-Verlag in Stuttgart (1980) und jener von Mathias Greffrath im Wagenbach-Verlag in Berlin (1984, unter dem Titel *Vom Schaukeln der Dinge. Montaignes Versuche*). Sie haben zwar den Vorteil höherer historischer Verlässlichkeit, sind entsprechend von der Fachwelt gelobt worden, tragen als Auswahl-Ausgaben jedoch das Merkmal der interpretatorischen Entscheidung zwischen „auszuwählen“ und „nicht auszuwählen“ durch die Übersetzer an sich und leiden darüber hinaus durch ihr anerkennenswertes Bemühen um die Nähe zum „Original“ erneut daran, dass sie sich vom Original zu wenig befreien und dadurch den heutigen Leser/die heutige Leserin erneut mit einem Deutsch konfrontieren, das ihm/ihr zumindest nicht mehr selbstverständlich vertraut ist. Auf diese Weise verbauen sie ihm/ihr den ohnehin schon schwierigen

Zugang zu Montaignes Gedankengängen zusätzlich. Zwar wird man Herbert Lüthy Recht geben müssen, wenn er zu seiner Übersetzung schreibt: „Montaigne ist im strengen Sinne in keine moderne Sprache übersetzbar - in modernes Französisch zum Beispiel noch weniger als ins Deutsche. Dem stehen schon seine in allen Farben schillernden Hauptbegriffe entgegen, für die heute nirgends mehr ähnliche vieldeutige Äquivalente zu finden sind; das Instrumentarium, das die noch in vollem Fluss befindliche Sprache seiner Zeit seinem fließenden Denken bot, besteht nicht mehr. Die größte Gefahr des Übersetzens ist nicht so sehr, Montaignes Gedanken zu unpräzise wiederzugeben, als vielmehr, ihm eine Eindeutigkeit zu geben, die er nicht hat; und das Stilwidrigste wäre wohl, Montaigne in eine philosophische Fachsprache zu übersetzen.“ Man wird aber zurückfragen dürfen: Ist es angesichts gerade dieses Umstandes nicht gerechtfertigt und notwendig, dass sich jede Zeit ihre eigene Übersetzung schafft und dabei vor allem darauf achtet, dass sie den *Sinn*, den sie aus dem „Original“ herausinterpretiert, in ihre Sprache „übersetzt“, sich also nicht so sehr um das Wortgetreue bemüht, das de facto ja kaum erreicht werden kann, als vielmehr zum Zwecke gelingender Vermittlung die Freiheitsspielräume nützt, die offensichtlich bereits der Text Montaignes selbst für sich in Anspruch nimmt und somit seiner Leserschaft anbietet?

Diesen Weg beschritten zu haben ist das große Verdienst der 1998 im Eichborn Verlag in Frankfurt am Main erschienenen deutschen *Essais*-Ausgabe von Hans Stilett. Sie verdient mit Recht, was sie für sich in Anspruch nimmt, nämlich die „erste moderne Gesamtübersetzung“ zu sein, wobei der Akzent sowohl auf „Gesamtübersetzung“ als auch auf „moderne“ liegen darf. Was Ersteres anbelangt, so ist es ein Faktum, dass seit Bodes Übersetzung keine Gesamtausgabe in deutscher Sprache mehr geschaffen wurde, sondern eben „lediglich“ Auswahl-Ausgaben. Welche Leistung sich dahinter verbirgt, illustriert schon allein die Mitteilung, dass Stilett mehr als zehn Jahre am Werk war. Ebenso richtig ist das Prädikat „modern“. In der Tat halten wir erstmals einen Montaigne in Händen, der auch in unserer heutigen Sprache spricht. Diese Sprache wird nicht die Grundlage für die Montaigne-Ausgaben des nächsten Jahrtausends bilden, wie es großspurig auf einem Rückentext der Taschenbuchausgabe heißt - so etwas würde nichts Geringerem als dem Text der *Essays* widersprechen -, es genügt aber doch schon einmal, dass sie nicht nur zu uns spricht - das haben die bisherigen Ausgaben ebenfalls getan -, sondern dass sie uns darüber hinaus *anspricht*, indem sie nicht so sehr darauf abzielt, in Wortwahl und Satzstruktur dem ursprünglichen Text so nahe wie möglich zu kommen, sondern darauf setzt, den Leser/die Leserin mit dem Sinn dieses Textes zu *konfrontieren*. Man mache, was in dieser Rezension leider nicht möglich ist, die Probe, indem man die verschiedenen Übersetzungen einzelner Passagen miteinander vergleiche. Es wird einem sogleich auffallen, dass man es in der Stilett-Ausgabe mit einem ganz anderen und neuen Montaigne zu tun hat, mit einem Montaigne, der bei aller literarischen Qualität nicht bloß das *bene dicere* der Humanisten kennt, die gewählte, anspruchsvolle und ästhetische Ausdrucksweise

der lateinischen Bildungssprache, sondern ebenso die Ungeschliffenheit einer französischen *lingua volgare*, die immer wieder roh, derb, hässlich und unanständig ist. Stilett glättet diese Diskrepanzen bewusst nicht. Dadurch wird er nicht nur Montaigne selbst gerecht, der bekanntlich die Lebensweisheit des sogenannten einfachen und ungebildeten Volkes sehr schätzte, er gibt darüber hinaus dem Text seine *provozierende* Kraft zurück. Man mag darüber die Nase rümpfen und damit seine philologischen Probleme haben, ja man wird sogar einwenden dürfen, dass auch diese Übersetzung nicht *die* Übersetzung der *Essays* sein könne und schon gar nicht *den* Sinn des Urtextes enthalte. Ich nehme an, dass Stilett diese Einwände akzeptieren und seine Übersetzung mit dem Anspruch *einer* möglichen Übersetzung und folglich *einer* möglichen Interpretation verbinden würde, die mit Sicherheit eines Tages wieder überholt sein werde. Er könnte meines Erachtens aber entgegenhalten: Wie bei allen Texten, die *aus sich selbst* heraus bereits einen breiten Spielraum an Interpretationsmöglichkeiten *erzeugen*, kann die übersetzerische Entsprechung zum Urtext nicht so sehr darin liegen, diesen so wortgetreu wie möglich wiederzugeben, als vielmehr darin, in derselben Weise *Literatur* zu sein. Literatur jedoch entsteht nicht, wo nicht ein gewisses Maß an Freiheit der Textgestaltung möglich ist - in diesem Fall gegenüber einem „Original“. Nach meiner Auffassung hat Stilett eine solche literarische Übersetzung geschaffen, d.h. der literarischen Qualität der *Essays* nicht durch „Verdeutschung“ oder philologisch-wortgetreue Rekonstruktion, sondern durch Literatur entsprochen. Damit bringt seine Übersetzung auch alles, was Literatur zu geben vermag: Vergegenwärtigung, Herausforderung, Verstörung, Genuss, Verbildlichung, Mitteilung, Anregung und vieles mehr.

Doch noch einmal zurück zu der Frage, wie sich ein Leser/eine Leserin in den *Essays* zurechtfinden kann. Die Übersetzung stellt ja nicht das einzige Problem dar, das sich einer Lektüre bietet, sondern es gibt vorher schon die bereits genannten Schwierigkeiten im Text selbst. Hierzu führt in meinen Augen an der Konsultation einer guten Sekundärliteratur kein Weg vorbei. Würde nun ich in punkto Montaigne gefragt, so müsste ich keinen Augenblick überlegen. Ich würde sofort die dreimal (1949, 1967 und 1993) aufgelegte Monographie *Montaigne* des bekannten Romanisten Hugo Friedrich nennen, dem wir so viele wegweisende Werke über Dante, die frühe Renaissance-Lyrik, den europäischen Humanismus, die französische Roman-Literatur des 19. Jahrhunderts und die Lyrik des 20. Jahrhunderts verdanken. Dessen Montaigne-Buch leistet auf der Ebene der Darstellung und Deutung das, was Stilett bezüglich der Übersetzung zustandebringt: Es gleicht sich dem Denken Montaignes in einem Ausmaß an, dass man ohne Einschränkung von einem wirklichen Nachvollzug, ja von einer weitgehenden kongenialen Deutung sprechen darf. Bestechend an diesem Buch ist nicht allein seine geradezu intime Vertrautheit mit allem, was Montaigne geschrieben, gelesen und getan hat, sondern darüber hinaus seine umfassende Kenntnis der gesamten humanistischen Bildungstradition von der Antike bis herauf in seine Gegenwart des 16. Jahrhun-

derts. Ich gestehe, dass ich durch die wiederholte Lektüre desselben sowohl Montaigne als auch die ganze Tradition, in der er steht, kennen und verstehen gelernt habe. Zum ersten Mal ist mir nicht nur die Bedeutung Montaignes, sondern ebenso die Bedeutung von Lukrez, Horaz, Seneca, Plutarch und anderen seinerzeit vielgelesenen, heute schon oft unbekanntem Autoren der lateinischen Literatur und Philosophie aufgegangen. Zu all dem kommt, was ich, da ich schon einmal dabei bin, zusätzlich gestehen möchte: Das Buch ist schön. Würde auch an mich die Frage gerichtet, welche Bücher ich für die schönsten halte, die mir untergekommen sind, ich würde sogleich an diese Monographie von Hugo Friedrich denken, die ich, seitdem ich sie vor Jahren zum ersten Mal zu lesen bekam, nie mehr weggelegt habe und - obwohl sie „bloß“ ein sogenanntes Sekundärwerk ist - immer wieder zur Hand nehme, weil ich weiß, dass sie über alles Informativ und Interpretatorische hinaus im Geiste Montaignes *Weisheit* vermittelt - Weisheit, die sich der eigenen Lebenserfahrung ebenso stellt wie allen existenzrelevanten Einsichten der abendländisch-europäischen Philosophie und Literatur. Schön daran ist für mich sowohl die Form, in der es geschrieben ist, als auch der Inhalt. Beides ist, wie Montaigne mit allen Humanisten seit dem zweiten vorchristlichen Jahrhundert nicht müde wird zu dokumentieren und zu betonen, gleichermaßen wichtig. Was sich im Inhalt expliziert, erfährt durch die Form seine Beglaubigung. Und genau das ist es, was an Friedrichs Buch fasziniert: Indem es die Gedankenwelt Montaignes so kompetent und illustrativ darstellt, bekundet es durch die Art und Weise, in der es das tut, zugleich, dass es demselben Denken verpflichtet ist wie Montaigne. Mit diesem teilt es das, was dermaßen entwaffnend aus den *Essays* hervortritt: eine Weltanschauung, die aus einem Grundvertrauen in die Gesetzmäßigkeiten der Natur sowie in die Fügungen Gottes heraus das menschliche Leben ohne jeglichen Anspruch und ohne jeglichen Protest bejaht, sich in das Gegebene fügt, bei den Maßen des Menschlichen bleibt, Nüchternheit über die Möglichkeiten desselben mit bewusster Empfehlung ihrer Ausnützung verbindet und den Tod nicht als Feind, sondern als Freund erwartet.

*Heinrich Schmidinger*

Professor für Christliche Philosophie  
und Vizerektor der Universität Salzburg

**STRAUB, Jürgen, Handlung, Interpretation, Kritik. Grundzüge einer textwissenschaftlichen Handlungs- und Kulturpsychologie** (Perspektiven der Humanwissenschaften 18), De Gruyter, Berlin/New York 1999, 423 p., Gb. 298,- DM; ISBN 3-11-016320-9

Dieses Buch von Jürgen Straub spannt einen weiten Bogen. Das allgemeine Ziel der Arbeit besteht darin, Handlungstheorie und interpretative Forschung zueinan-